

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Mehr Licht !

Varchmin, Friedrich Wilhelm von

Köstritz, 1889

III. Welche Ursachen haben die Zurückziehung des Militärs von den Straßen und Plätzen, dem königlichen Schloß und der Schloßwache veranlaßt?

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-403

III.

Welche Ursachen haben die Zurückziehung des Militärs von den Straßen und Plätzen, dem Königlichen Schloß und der Schloßwache veranlaßt?

Auch diese Frage vermag ich, vorzugsweise gestützt auf ganz zuverlässige Mittheilungen, fast ebenso exakt zu beantworten, wie die vorangegangenen.

Es ist bereits dargethan worden, daß Niemand verantwortlich gemacht sein will für die Zurückziehung der Truppen aus Berlin am 19. März 1848, um nicht das an jene Maßregel sich knüpfende Odium auf sich nehmen zu müssen. Ich glaube aber auch, daß es ganz überflüssig wäre, noch länger nach denjenigen Personen zu forschen, die vorzugsweise für die Zurückziehung der Truppen gewirkt haben könnten. Denn nach allem, was sich seit dem Beginn des Barrikadenbaues am 18. März unter den Augen des Königs zugetragen hat, muß ganz entschieden dafür gehalten werden, daß Einstellung des Kampfes und Zurückziehung des Militärs einzig und allein aus freier Entschlie-
ung des Königs und auf seinen direkten Befehl erfolgt sind.

König Friedrich Wilhelm IV. besaß ein edles, sanftes und menschenfreundliches Herz, das alle seine Unterthanen

mit gleicher Liebe umfaßte und darum auch geblutet haben wird, als der Befehl zum Kampf am 18. März ertheilt werden mußte. Aber doch hätte alle Sanftmuth und Milde dem Monarchen nie dazu bewegen können, seiner königlichen Würde auch nur den geringsten Abbruch zu thun; er wahrte sie stets mit peinlichster Gewissenhaftigkeit.

..... „Denn in Preußen muß der König regieren, und Ich regiere nicht, weil es also Mein Wohlgefallen ist, Gott weiß es! sondern weil es Gottes Ordnung ist; darum aber will Ich auch regieren.“ — Diese Worte, die König Friedrich Wilhelm IV. am 6. Februar 1850 an die im Rittersaale des königlichen Schlosses in Berlin versammelten Kammern richtete, sind es wohl werth, der Vergessenheit entrißen zu werden; sie beweisen besser als alles Uebrige, wie der schwer gepriifte Monarch über die Würde eines Königs von Gottes Gnaden dachte. Und solche Anschauungsweise machte es ihm dann auch nicht schwer, mit Ernst gegen einen Theil seiner Unterthanen einschreiten zu lassen, der sich, wenn auch verführt durch Ränke und Künste aller Art, doch erdreistet hatte, die königlichen Prerogative antasten zu wollen. Es ist That-
sache, daß der König entschlossen gewesen ist, den einmal begonnenen Kampf auch auszukämpfen und erst zu enden nach völliger Niederwerfung des Aufstandes. Es dunkelte bereits; doch konnte man noch deutlich genug vom Schloß aus die Phasen des Kampfes auf den nächst gelegenen Straßen erkennen, als von neuem eine städtische Deputation vor dem Könige erschien, um von ihm die Einstellung des Kampfes zu erbitten. Man wollte sich, falls diese Bitte Gehör fände, für die schleunigste Wiederherstellung von

Ruhe und Ordnung verbürgen. Da antwortete der König hoheits- und würdevoll: „meine Herren! Ich verlange vor allen Dingen Gehorsam, wie Meine Unterthanen ihn Mir schulden;“ und dann, die Deputation an ein Fenster führend, das einen Blick nach der Breite- und Königs-Straße gewährte, fuhr er mit gehobener Stimme fort: „sehen Sie, meine Herren! Breite-Straße und Königs-Straße sind bereits im Besiz meiner braven Truppen, und nicht lange wird es währen bis zur vollständigen Niederwerfung des Aufstandes.“ Diese Entschlossenheit ist zwar wenig in Einklang zu bringen mit dem Ende des blutigen Dramas; aber doch spricht sie dafür, daß während des 18. und 19. März überall nur der Königliche Wille maßgebend gewesen zu sein scheint. Nicht die zahllosen Bitten und Vorstellungen Einzelner, wie ganzer Korporationen, Berufener und Unberufener, um Beendigung des Kampfes, haben die ursprünglichen Entschließungen des Königs zu ändern vermocht, sondern einzig und allein die Sorge um die schwer leidende Königin, derer in dem Erlaß „An Meine lieben Berliner“ in rührendster Weise gedacht wird, ist es gewesen, was einen Wandel herbeigeführt hat. —

Vor einigen Wochen veröffentlichte Otto Berthes in den „Preuß. Jahrbüchern“ einen sehr lesenswerthen Aufsatz zur Geschichte der Märztage 1848, in welchem gleichfalls behauptet wird, daß König Friedrich Wilhelm IV. ganz persönlich die Zurückziehung der Truppen aus Berlin angeordnet hat, und daß auch der Aufruf „An Meine lieben Berliner“ vom König eigenhändig geschrieben war.

„v. Bodelschwingh“ heißt es in jenem Artikel, „hat den Abzug der Truppen entschieden bekämpft und deshalb

einen harten Strauß mit dem Grafen Arnim gehabt. Der König selbst ertheilte die Befehle zur Zurückziehung der Truppen an seine Adjutanten.“ — Der Verfasser des Aufsatzes theilt dann folgenden ihm zur Verfügung gestellten Originalbefehl mit: „Auf Allerhöchsten Befehl sollen die den Barrikaden gegenüberstehenden Truppen sich ruhig von denselben entfernen.“

Berlin, den 19. März 1848.

v. Neumann, Generallieutenant.

Dieser Befehl ist mir bereits im Mai oder Juni 1852 bekannt geworden und zwar durch den General v. Neumann selbst, den ich zufällig und auf ganz eigenthümliche Art kennen lernte. Zu der erwähnten Zeit befand ich mich auf einer Reise nach Oesterreich, von der ich, menschlicher Voraussicht nach, nicht mehr zurückkehren würde nach Preußen, vorübergehend in Dresden. Mich erfüllte das leicht erklärliche Verlangen, die viel gepriesenen Schönheiten der „Sächsischen Schweiz“, da ich ihnen einmal so nahe war, nun auch mit eigenen Augen schauen zu dürfen, und so begab ich mich denn zunächst nach der Dampf- und Eisenbahnstation Rathen, um von dort aus die „Bastei“ zu ersteigen. Angelangt an jener bekannten, mit einem Eisengitter umschlossenen Stelle, die als der beste Aussichtspunkt gilt, verhinderte ein bereits anwesender, in Civil gekleideter Herr, dessen rechten Arm eine Dame umfaßt hielt, das unmittelbare Herantreten an die Brüstung des sehr beschränkten Platzes. Ich trat links seitwärts des betreffenden Herrn und vertiefte mich so sehr in die wunderbar ausgewaschenen, zerklüfteten und zerrissenen

Sandsteinmassen, sowie in die majestätisch dahinfließende goldglitzernde Elbe, daß ich nicht eher die Anwesenheit einer an meine rechte Seite inzwischen herangetretenen Person wahrte, als bis der vor mir stehende Herr sich nach ihr wendete und dann freundlich lächelnd sagte: „Schwarzer, ihr raucht da einen verfluchten Tabak; ich will euch ein besseres Kraut geben.“ Dieser „Schwarze“ war aber, wie ein einziger Blick nach ihm mich lehrte, kein Neger oder dem Ähnliches in Betreff der Hautfarbe, sondern ein Schornsteinfegergesell, der seine Attribute — Kugel, Leine und Besen — vor dem Restaurant auf der Bastei abgelegt hatte, um sich gleichfalls von dem erwähnten Standpunkt aus für einige Augenblicke an den Schönheiten der Natur zu erquicken. Im Nu hatte ich, sobald ich das sehr distinguirte Aussehen des bereits alternden Herrn, dessen höchst gewinnendes Gesicht ein schon stark ergrauter Schnurrbart zierte, gewahr geworden war, meinem Cigarrenetui einen „Rauchstengel“ entnommen und denselben dem „Schwarzen“ mit dem Bedeuten überreicht, ihn nun auch alsbald anzuzünden, als jener Herr in jovialer Weise zu mir äußerte: „nun bitte ich aber, daß Sie eine von meinen Cigarren rauchen, da ich ja Veranlassung gegeben habe, daß Sie sich einer Ihrer Cigarren beraubten. Ich bin der General v. Neumann!“ Ich senkte den bereits gelüfteten Hut tiefer und nannte dann auch meinen Namen und Stand, worauf General v. Neumann mir die Ehre erwies, mich bei sich zu behalten während des ganzen Tages und bis zum Aussteigen aus dem Dampfschiff unterhalb der Brühl'schen Terrasse in Dresden, zu später Abendstunde.

Während des Gesprächs mit ihm und seiner sehr leutseligen Gemahlin fand ich zunächst Gelegenheit, den Zweck meiner Reise nach Oesterreich zu erörtern und sodann von den Hoffnungen zu sprechen, die ich an dieselbe knüpfte. General v. Neumann schüttelte dazu ungläubig sein ehrwürdiges Haupt, versicherte mich aber seines Raths und Beistandes, falls jene Hoffnungen sich nicht erfüllen sollten. — Nun, er hat sein mir gegebenes Versprechen in der Folge auch einlösen können, der alte brave und menschenfreundliche Herr! Ich habe ihn in den 50er Jahren in seiner „Breitestraße“, im königlichen Marstallgebäude, gelegenen Wohnung zu Oesterem besuchen, ihm mein schweres Leid klagen dürfen. An seinem Willen, meine Geschicke — es handelte sich für mich, wie ich nicht unerwähnt lassen will, um nachträgliche Erlangung einer Pension — zum Bessern zu wenden, hat es nie gefehlt; aber er hat erfahren müssen, daß auch sein Einfluß nicht gewachsen war dem einer anderen, seiner Zeit viel genannten Persönlichkeit in hoher militärischer Stellung. Gott habe meinen treuen Gönner selig! —

Begreiflicher Weise lenkte sich die Unterhaltung zwischen dem General v. Neumann und mir alsdann auch auf die Berliner Märzereignisse 1848 hin, die damals erst vier Jahre hinter uns lagen, demnach noch lebendig in unserer Erinnerung hafteten. Auf meine Frage, wer den Befehl zur Zurückziehung des Militärs aus dem Kampf ertheilt hätte? antwortete General v. Neumann analog dem vorerwähnten Originalbefehl vom 19 März und fügte noch hinzu, daß die gesammte Umgebung des Königs, nicht ausgenommen diejenigen, die sich bis dahin mit größter

Entschiedenheit gegen jene gefährliche Maßregel erklärt gehabt, von dem Augenblick an, da der Allerhöchste Wille, den Kampf einzustellen, sich in unzweideutigster Weise kund gegeben hatte, bemüht gewesen sei, demselben nun auch so schnell wie möglich Geltung zu verschaffen.

Diese Erklärung harmonirt vollständig mit dem selbstständigen Vorgehen des General v. Möllendorff, dessen treue Hingebung an seinen Königlichen Herrn ungeahnt in schneller Aufeinanderfolge die noch wichtigeren Ereignisse, nämlich die Zurückziehung des Militärs aus Schloß und Schloßwache herbeiführte.

General von Möllendorff hatte in früher Morgenstunde das Königliche Schloß verlassen und sich in nördlicher Richtung fortbegeben in der Absicht, mit den Aufständischen zu parlamentiren, ihnen den Entschluß des Königs bekannt zu machen, sie zur Niederlegung der Waffen zu veranlassen. Aber man respektirte nicht seine Eigenschaft als Parlamentär, nahm ihn vielmehr gefangen, um ihn als eine geeignete Geißel zur Hand zu haben. Die That folgte dem Entschluß auf dem Fuße; General v. Möllendorff wurde entweder in der Draniensburger- oder in der Linienstraße — ich weiß es nicht mehr mit Bestimmtheit anzugeben — ergriffen und nach dem nahe gelegenen ehemaligen Schützenhause der Berliner Schützengilde geführt; der Vorgang dann aber ungesäumt nach dem Schlosse gemeldet.

Mein Gewährsmann, Schriftsteller Held, bezeichnete den Thierarzt Urban in Berlin als denjenigen, dem das zweifelhafte Lob gebühre, jene in ihren Folgen äußerst wichtige Handlung sowohl geplant wie auch ausgeführt zu haben! . . .

Wer Urban, den Mann mit eisenfestem Charakter, der aus seiner demokratischen Gesinnung nie ein Fehl machte, ihr auch treu geblieben ist bis zu seinem Tode, persönlich gekannt hat, der wird das ohne jede besondere Versicherung gern glauben.

— — — Die Kunde von der Gefangennahme des General v. Möllendorff trug Verwirrung und Bestürzung ins Königliche Schloß und erschütterte vorzugsweise den König. Ihm war berichtet worden, daß man seitens der Aufständischen die Freilassung des General v. Möllendorf von der Zurückziehung des Militärs aus dem Schloß abhängig mache, lezte aber der Freilassung vorgehen müßte, so daß der König, besorgt um das Schicksal des hoch in seiner Gunst und Achtung stehenden Generals, zu dessen baldiger Befreiung die Räumung des Schlosses anbefahl.

Es erscheint diese Maßregel auf den ersten Blick als ein schweres Wagniß! Ein Wagniß lag ja unbestreitbar darin; aber doch war die Größe desselben fast bedeutungslos gegenüber einem andern Ereigniß, das sich fast unmittelbar an jenes angeschlossen. Noch befanden sich fast sämtliche Truppen des Garde-Corps, ja sogar noch einige Linien-Regimenter, in Berlin oder doch ganz in der Nähe der Residenz. Es hätte also, wäre es nöthig geworden, dem letzten im Schloß befindlichen Militär, der Schloßwache, Beistand zu leisten, nur weniger Minuten bedurft, um die erste Hilfe herbeizuschaffen. Der Weg in das Innere des Schlosses und bis zum König hätte selbstverständlich nur über die Leichen der gesammten Wachmannschaften führen können, die seit dem Mittag des 18. März

und bis hin zu demselben Zeitpunkt des folgenden Tages, den hohen und ehrenden Beruf hatten, das Leben ihres obersten Kriegsherrn vor jeder Gefahr zu schützen. —

Wie nun aber ein Fehler den andern, ein Verbrechen das andere erzeugt, — Alles ähnlich jenen immer neu entstehenden, immer weiter werdenden Kreisen, die ein in das trübe Wasser eines Sees geworfener Stein verursacht, so geschah es auch mit der ersten Konzession, die den Aufständischen am Morgen des 19. März gemacht wurde. Ein Fehler folgte dem andern, der folgende immer größer, als der vorangegangene! Erst sollte das Militär nur zurückgezogen werden aus seiner Stellung „gegenüber den Barrikaden“; schließlich jedoch kam es dahin, daß auch die Schloßwache abziehen und der letzte Hort des Königs schwinden mußte! Wie aber das unmöglich Scheinende, nämlich die Räumung der Schloßwache, dennoch ermöglicht worden ist, darüber will ich dem geehrten Leser alles dasjenige mittheilen, was ich theils selbst erlebt, theils in Erfahrung gebracht habe.

Als General v. Möllendorff, den man auch dann noch nicht aus seiner Gefangenschaft entließ, als bereits die Kunde von der Räumung des Schlosses bis zum Schützenhause gedrungen war, mit sicherem Blick die Gefahr erkannte, die dem König drohte, ließ er „Urban“ vor sich kommen und bat und beschwor ihn, schleunigst Sorge tragen zu wollen für die Sicherheit des Staatsoberhauptes durch Besetzung des Schlosses mit einer starken und zuverlässigen Schaar von Mitgliedern der Schützengilde.

Urban war ein Starrkopf, ein Demokrat mit Leib und Seele; aber doch hätte er auch sein Leben hinzugeben ver-

mocht für den König, falls dessen eigenes Leben in Gefahr gewesen wäre. Und so sicherte er denn dem General v. Möllendorff um so bereitwilliger die Erfüllung jener Bitte zu, als ja unschwer vorauszusehen war die dominirende Stellung, die der Revolutionspartei durch die Besetzung des Schlosses von selbst zufallen müsse. An eine Ablösung der noch im Schloß befindlichen Militärwache dachte sicherlich er so wenig, wie General v. Möllendorff; erst dem Führer der schnell organisirten und dann ohne Verzug sich nach dem Schloß hin in Bewegung setzenden ziemlich starken Abtheilung bewaffneter Bürger, wurde es schon auf dem Marsch klar, welche Hoffnungen sich an die Besetzung des Schlosses durch Nichtmilitärs knüpften. Aus dem Gejohl und Gebrüll des die dahin schreitende bürgerliche Mannschaft begleitenden Pöbels, der immer zahlreicher wurde, je mehr man sich der Kurfürstenbrücke und dem Schloß näherte, vernahm man stets deutlicher Rufe, die das Verlangen kundgaben, das Militär bis auf den letzten Mann aus dem Schloß zu entfernen und in dieser Weise den König ganz in die Gewalt des Volkes, d. h. des Pöbels, zu bringen. Die Erfüllung dieses Verlangens, so unerhört es auch war, vollzog sich schneller, als sich ahnen ließ. Angelangt beim Schloß, vermochte die erwähnte Abtheilung bewaffneter Bürger sich nur mühsam Eingang in dasselbe zu verschaffen. Der Pöbel, der ihre ganze Bahn begleitet hatte, vermischte sich im Nu mit dem fast noch gemeineren Volkshaufen, der vor ihm bereits in den Schloßhof eingedrungen war und die dort längst ins Gewehr getretene militärische Wache in der rohesten Weise insultirte. Es wahrte nur wenige Augen-

blicke und — die Schloßwache fand sich im Besitz des Volks!!

Dem geehrten Leser dürfte es nicht unlieb sein zu vernehmen, in welcher Weise sich dieser Akt, das bedeutungsvollste Ereigniß während der Märztage 1848, vollzogen hat. „Aus dem Papierkorbe eines Achtundvierzigers“ — die Letzten vom Regiment — lautet der Titel, unter welchem gleichfalls ein Augenzeuge des Straßenkampfes in Berlin seine Kenntniß über den betreffenden Vorgang im Königlichen Schloß bekundet. Von dem Pathos, mit welchem der offenbar stark demokratisch gefärbte Verfasser den sogenannten Völkerfrühling verherrlicht, darf man um so bereitwilliger absehen, als Autor offenbar eine anständige Natur ist, der es denn auch nicht möglich war, den „Böbel“ anders zu nennen, als bei seinem wahren Namen.

„Höher und höher“, heißt es in dem betreffenden Artikel, „von milden Frühlingswinden umfächelt, steigt die Sonne des 19. März am unbewölkten Himmel empor und beleuchtet grell den Schauplatz der Empörung und Zerstörung. Durch Waffenstillstand für den Augenblick im Zaum gehalten, jedoch zu neuem, wilderem Kampfe bereit, stehen die Söhne eines Vaterlandes, Grimm und Haß im Busen, wie zwei feindliche Brüder sich gegenüber. Und die Zunge in der Wage von Preußens Geschick steht still: Hier die blutgefüllte Schale, dort die Schale des Friedens. Mit banger Erwartung und fiebernder Ungeduld wenden sich aller Blicke nach dem stolzen Königshause zu Köln an der Spree, wo die Entscheidung in den Händen eines Mannes liegt, dessen Nachen, aus „der Schönheit und des Wissens stillem Schattenlande“, aus dem mondbeglänzten träumer-

ischen See in das sturmgepeitschte wilde Meer des Lebens gerissen, halt- und steuerlos zu schwankeu begann. Aller Augen sind nach dem Schlosse gerichtet — da schnellst die blutgefüllte Schale hoch empor, und blitzesschnell von Mund zu Mund bis in die entfernteste Hütte getragen, ertönt das Wort: Ich will Frieden haben mit meinem Volke.

Es war gegen neun Uhr Morgens, als die Truppen die Ordre zum Abzuge empfangen. Nicht als Sieger, doch unbefiegt, dem Befehle ihres Kriegsherrn gehorsam, scheiden sie von dem Schauplatze eines Kampfes, in dem für sie kein Lorbeer zu pflücken war. Und hätten die Krieger, wie es ja vielleicht in ihrer Macht lag, mit gewaltiger Faust den Aufstand niedergeschlagen, hätten sie über Blut und Leichen, über dem eingeäscherten Berlin ihr Banner aufgepflanzt — war hier Lorbeer zu ernten, war hier Ehre zu mehren? In ernstem und düsterem Schweigen sehen wir die Colonnen sich ordnen und zum Brandenburger Thor hinausrücken, hier links nach dem Potsdamer Thor abschwenkend. Manches Knie, mancher Arm zittert, doch nicht vor körperlicher Schwäche; krampfhaft umklammert die festgeschlossene Hand das Gewehr; fest drückt sich Lippe auf Lippe, und sogar Thränen, große Thränen rollen aus manchem gesenkten Soldatenauge. Dem Befehle ihres Kriegsherrn gehorsam, haben sie die schwere Schlacht geschlagen gegen die Brüder in der Hauptstadt; dem Befehle ihres Kriegsherrn gehorsam, kämpften sie jetzt den schwereren Kampf, den Kampf der Selbstverleugnung. Gudemüthiger Stolz, gekränktes Ehrgefühl bäumen sich ohnmächtig auf gegen die höhere, die höchste Pflicht: die deutsche Mannestreue. Und die Weltgeschichte ist gerecht.

Wie sie jede Ueberhebung, jeden Frevel endlich doch noch rächt, so süht sie endlich auch jede unverdiente Schmach. Die damals mit umwölktem Blicke dem gegen sie empörten Berlin den Rücken gewendet: die Garden, die Brandenburger, die Sausitzer und Pommern — noch ahnten sie nicht, daß aus jener Saat des Blutes und der Schmerzen ihnen dereinst eine Ernte des herrlichsten Ruhmes ersprießen würde. Noch leuchtete vor ihrem umflorten Auge nicht das Zukunftsbild, die Viktoria, auf dem hohen Siegesdenkmal über den Eichen des Thiergartens schwebend. Dieselbe Straße, die sie damals so traurig gewandelt, sie schmückte sich später für sie wie eine Braut in frischer Blumenpracht mit unverwelklichen Kränzen, vom begeisterten Danke der Hauptstadt den Ueberwindern von Aßen, den Siegern von Sadowa, den Helden von Sedan gewunden — die damalige Marterstraße verwandelt zur stolzesten Triumphbahn, die je eines preußischen, eines deutschen Kriegers Fuß durchschritten hat.

Ewig denkwürdig wird jedem Augenzeugen der Anblick Berlins nach jenem Abzuge der Truppen bleiben. Wie nach geöffnetem Wehre der gehemimte Gießbach donnernd und schäumend in das in die Felsen gegrabene Bett hinabstürzt, so wälzte sich nun in unbeschreiblichem Wogen und Tosen die Volksmenge über die Barrikaden und brauste in neuen, immer neuen Massen aus allen Winkeln Berlins dem Schlosse zu. Von der Königsstraße her, vom Hake'schen Markte, vom Petri-Platze, aus der Friedrichs-, aus der Dorotheen-Stadt ziehen langgestreckte, ganz unübersehbare Reihen heran, Verwundete und Sterbende tragend, um sie im Souterrain und in den Brunnsälen

des Schlosses zu betten, wohin ein Frauenherz voll Sehnsucht nach Versöhnung sie ruft, wo liebevolle Pflege ihrer wartet. Doch voran, noch erhitzt von dem Kampfe, nicht gewöhnt an Selbstbeherrschung, an Zähmung der einmal zur Wildheit entfesselten Leidenschaften, trunken, zu jeder Gewaltthat, zu jeder Rohheit ohnehin stets allzu bereit — voran stürmt unter wildem Gejauchze, in chaotischem Getümmel der Pöbel, die Hefe jeder Hauptstadt, jene Hefe der Menschheit, die ja leider noch im Schooße aller dicht bevölkerten Orte unter äußerem Glanze und Firnisse pestaushauchend den unheimlich dunklen Untergrund der Gesellschaft bildet und bei jedem die Tiefen aufwühlenden Sturme auf die Oberfläche gespült wird. Mit Blut bespritzt, Mordwerkzeuge jeder Art, neben Feuerwaffen verschiedener Construction Aexte, und andere Eisenwerkzeuge, riesige Stangen mit Bajonnet und Sense, mit Zinken und Haken, Rappiren und Säbel, kurz, das mannigfaltigste Gewaffe aus der Vordäter Hausrath in schwieligen Händen schwingend, bekleidet mit verschliffener Toppe, mit zer-rissener Blouse, mit erbeuteten Uniformstücken, gräßlich verstümmelte Leichen mit sich schleppend, so rückt näher und näher dieser entsetzliche Vortrab. Und schon hat der wirre und wüste Haufen das Schloß erreicht und umzingelt; schon ergießt er sich vom Lustgarten, vom Schloß-plaze aus in die hochgewölbten Portale.

Warum aber stockt plötzlich die reißend schnelle Bewegung der Menge, warum staut sich der entfesselte Strom? Verstummt auf eine Sekunde ist das ohrzerreißende grausige Getöse; Niemand will glauben, was er sieht, wie auf ein Trugbild starren die zweifelnden Blicke! Doch nur einen

Augenblick — und vorwärts drängen die Massen; ein wildes Gekreisch aus tausend und aber tausend Kehlen, Wuth- und Hohngeschrei durchschallt, von dem Gewölbe zurückgeworfen und in den inneren Höfen des Schlosses verhallend, unheilverkündend die Lüfte.

In der Passage des Schlosses, nach dem Schloßplaze zu, vor der großen Treppe, die nach den Gemächern führt, in denen die Königliche Familie weilte, stand, Gewehr bei Fuß, in zwei Reihen geordnet, die Schloßwache vom Kaiser Franz Grenadier-Regiment, von einem Premierlieutenant befehligt, einem „Jüngling, näher dem Manne“, der später und noch bis vor kurzer Zeit (es handelt sich hier um die zweite Hälfte der siebziger Jahre) als General eine einflußreiche Stellung bekleidete. War bei der Ueberstürzung, der überwältigenden, schnellen Aufeinanderfolge der Ereignisse, während des Abzuges der Truppen die Ablösung der Wache übersehen und vergessen worden? Oder verstieg sich die Verblendung, der Wahnwitz irgend eines subalternen Geistes bis zu dem Grade, die verkehrteste aller Maßregeln anzuordnen, die in diesem Augenblicke denkbar war?

Mag dem sein, wie ihm wolle; die Thatsache bleibt dieselbe. Nicht abgelöst, ohne jede Ordre standen die letzten dreißig Mann der Berliner Garnison vor der Treppe, die zu den Gemächern des Königs führt, und in hochfluthender Brandung stieß nun auf die kleine Schaar die leidenschaftentflammte, von blutigem Kampfe noch glühende, dem allerrohesten Haufen angehörende Masse. Ein Tropfen Blutes an dieser Stelle, in diesem Augenblicke vergossen — kaum auszudenken ist die Kette der ungeheuren Folgen,

welche dann ganz nothwendig hätten eintreten müssen. Und das Bewußtsein der schweren Verantwortung, die ein fürchterliches Verhängniß auf seine Schultern gewälzt, prägte sich aus in der entschlossenen energischen Haltung, der gewaltsam erzwungenen Ruhe jenes kommandirenden jungen Offiziers. Regungslos wie eine Bildsäule stand er da, regungslos seine kleine Mannschaft. Auszuharren auf dem ihm anvertrauten Posten heißt das Gesetz, befiehlt ihm die Pflicht, gebietet ihm die Ehre, und auszuharren war er gewillt bis zum letzten und äußersten Moment. Die düster zusammengezogenen Brauen, das entschlossen blickende Auge sprechen eine nicht mißzudeutende Sprache: nicht als Lebender wird er ohne Ordre seinen Vorgesetzten vom Platze weichen; nur über seine Leiche geht der Weg.

Einem gewaltig tragischen Loose scheint das Geschick den Pflichtgetreuen weihen zu wollen. Stürzte die drohend und durch den Nachschub immer drohender anschwellende und andrängende, von den edleren Elementen der Bürgerschaft wenig oder kaum durchsetzte, geschweige denn geleitete Rotte auf ihn und seine kleine Schaar, so durfte er diesem feindlichen Angriffe nicht tapfere Gegenwehr entgegen stemmen, nicht in männlichem Kampfe sein Leben theuer verkaufen — morden, ruhmlos hinschlachten mußte er sich lassen, ohne nur die Hand zum Widerstande regen zu dürfen, wenn er nicht die von Neuem entfesselte Furie zu sinnloser Wuth, zu den entsetzlichsten Thaten reizen wollte. Stand er doch an den Stufen des Thrones — eine landläufige Phrase, die hier zur prägnantesten, inhaltsschwersten Wahrheit und Wirklichkeit ward in des Wortes verwegenster Bedeutung. An den Stufen des Thrones stand er im

Vollbewußtsein der auf ihm lastenden Aufgabe, mit klarem Blicke die verhängnißvolle Situation überschauend. Doch wird das dem Vaterlande in einem schrecklichen Momente dargebrachte Opfer nicht vergebens gebracht sein? Wird die kleine ihm untergebene Schaar sein Beispiel zum Muster nehmen, sie, die ohne umfassenden Ueberblick über die furchtbar nahe Katastrophe nur dem natürlichen Instinkte, dem von den Umständen ausgehenden Anstoße zu folgen bereit, nur allzu bereit erscheint? — Und näher, immer näher rückt der entscheidende Augenblick.

Mit Schimpf- und Schmähreden der rohesten Art, mit pantomimischen und handgreiflichen Insulten wird der Soldat überschüttet, gehöhnt und gereizt. Ein Kerl mit einer Drehorgel, confiscirtem Gesichts, zerlumpter Kleidung und zerlappter Befilzung, pflanzt sich dicht vor den Lieutenant und intonirt mit kläglichem Gezeter: „Ach, du lieber Augustin — Alles ist weg — Alles ist weg.“ Dem stürmischen Ausbruch höllischen Gejodels und Gejubels folgen minder harmlose Herausforderungen: „Haut ihnen die Helme herunter! Hinaus mit den Tagedieben! Nieder mit den Mordgesellen!“ Und den Drohungen folgt endlich die That. Ein Mensch von athletischem Körperbau, mit rußigem Antlitz und blutender Armwunde, seines Zeichens ein Schlosser oder Schmied, springt aus dem immer enger, immer unentwirrbarer sich schürzenden Knäuel hervor und führt mit hochgeschwungener Eisenstange einen gewaltigen Schlag auf den Helm eines Grenadiers. Der Getroffene wankt, hält sich aber mannhaft aufrecht. Die Gewehrkolben rasseln auf den steinernen Quadern; ein unheil-schweres Gemurmel pflanzt sich fort durch die Reihen der

Soldaten — doch ein Blick auf den Offizier, und vor eiserner Disciplin sich beugend, steht Gewehr bei Fuß, straff und stramm und lautlos die Schaar. Von diesem passiven, jedenfalls als Furcht gedeuteten Widerstande mehr und mehr zu Uebermuth, zu frecher Gewaltthat aufgestachelt, schreitet die hier ganz sich selber überlassene, jeder verständigen und humanen Führung entbehrende Pöbelrotte zu gemeinsamem Angriff. Doch nicht von den Waffen macht sie Gebrauch, die vielgestaltig in Aller Händen bligen; es waltet doch ein dumpfes Gefühl in diesen Menschen von der ehrlosen That, nach Schluß des Friedens mit ungeheurer Uebermacht den ruhig dastehenden Gegner vergewaltigen zu wollen. Aber zu derjenigen Waffe greifen sie, die der Straßenbube zur Hand nimmt, um sich in Verlegenheiten Luft zu machen: Ein Hagel von Steinen, nicht gerade großen Calibers, prasselt auf die Soldaten. Er richtet nicht viel Unheil an. Doch ein gewaltiger Brellstein rollt über den Estrich und trifft und zerquetscht den Fuß des Officiers. Von grimmem Schmerze übermannt, taumelt er zurück; einer Ohnmacht nahe — die Natur ist stärker, als der herrische Wille — lehnt er sich, der Stütze bedürftig, an eine Sandsteinsäule, um nicht haltungslos zusammenzubrechen. Und die Grenadiere? Helllorender Born zerbricht den Hemmschuh militärischen Ordreabwartens; ohne Commando, doch wie auf Commando avanciren, ihren Führer deckend, die Reihen. Es erheben sich die Flinten; es knacken die Hähne; an die Schulter fliegen die Kolben — noch ein Augenblick, und im Innern des Schlosses, an den Stufen des Thrones entzündet sich die wilde Gluth des gräßlichen Kampfes, dessen Ausgang kaum

zweifelhaft war, dessen Folgen für Preußens Geschichte unabsehbar sein mußten.

Da — in dem Moment der höchsten, der äußersten Noth löste ein glücklicher Zufall friedlich den auf die Spitze getriebenen Conflict. Mit raschem, dröhnendem Schritte naht von der Kurfürstenbrücke her eine zahlreiche Colonne neu bewaffneter Bürger, schwenkt in das Portal und schiebt sich wie ein Keil zwischen die kampfbereiten Parteien. Es war dies die erste That der Berliner Bürgerwehr; der bürgerliche Liberalismus trat auf den Schauplatz und bewährte seinen unbeugsamen Ordnungs- und Edelsinn. Fast gleichzeitig mit diesen Kotten traf die Ordre ein zum Abzuge „der Letzten vom Regiment.“ Die Geschichte jener Tage blieb mithin davor bewahrt, mit blutigem Griffel auch den Morgen des 19. März in ihren Annalen zu verzeichnen.

Mit dem Scheiden dieser „Letzten vom Regiment“ schloß sich das Grab über der alten Zeit; die Aera thatkräftigen Ringens, freier staatlicher Entwicklung begann. Mit neu erstarktem Selbstgefühl, mit stolzfreudigem Blicke in eine sonnenhelle Zukunft schart sich, wachthaltend, um die Stufen des Thrones — die erste Bürgerwehr. — —

*

*

*

Ich schließe meine Betrachtungen, nachdem ich die mir gestellten Fragen nach bestem Wissen und Vermögen beantwortet habe, unter Hinweis auf die Hypothese, die Feuchtersleben in seiner herzerquickenden „Diätetik der Seele“ aufstellt. „Leiden sich als Prüfungen vorzustellen, bleibt ewig der schönste und fruchtbarste Anthropomorphismus. Er macht uns sittlich und giebt uns Kraft.“